

FRIEDRICH DANIELIS

Lehnwörter

Lehnwörter

Für ein Leben aus Eigensinn

FRIEDRICH DANIELIS

2006

»Ich will aufrichtig sein,
ich höre jetzt in mir Musik.«

JEAN PAUL, *Titan*
vierzehnte Jobelperiode, 66. Zykel

DASS MOZART BLIND WAR, wollen viele nicht wahrhaben.

Und doch wäre, nach der Geschichte von seiner Vergiftung – durch PUCHBERG, den eifersüchtigen Ehemann, dessen hilfreiche Brüderlichkeit offensichtlich nicht ins Gewicht fällt, wenn es um's Ausrichten eines Menschen, den keiner mehr kennen kann, geht, oder SALIERI (wir sind hier nicht heikel!), der Hofkomponist und angebliche Rivale, dessen solide Position in Wahrheit nie gefährdet war, aber seine mörderische Intrige macht sich auf der Bühne und der Filmleinwand eben besser als ein mit dem Queue unsicher auf dem grünen Tisch herumstochernder Invalide – nur wenig Nachhilfe nötig, den mutigen Schritt in den Glauben zu tun und endlich, in der Beschränkung seiner Blindheit, den wahren Meister zu finden.

Wenn nach der überflüssigen Suche die Erklärung für das Unbegreifliche gefunden und der Genius endlich einsichtig und selbstverständ-

lich wird, sodass jeder weiß, warum Ungeheuerliches auf zwei Menschenbeinen daherkommt, ist das ein gewiss nicht geringer Sieg. Neben dem entkleideten Geheimnis bietet sich aber noch die Antwort auf andere drängende Fragen:

Warum hat er die eine Schwester geliebt, aber die andere geheiratet?

Warum hat er beim Billiardspiel immer verloren?

Warum hat er einen notorischen Musikliebhaber, der bei ihm ein Requiem bestellt, nicht erkannt und für den grauen Boten des Todes gehalten?

Warum ist er, früh aber doch, am hitzigen Frieselfieber gestorben?

Die Antwort liegt auf der Hand: er konnte nicht sehen, was auf ihn zukam.

MOZART war blind.

Diese schöne, aber richtige Einsicht schenken wir der festverliebten Gemeinde des Jahres 2006.

Man sieht: Biographie ist alles.

»Umso ärger der Verlust,
Desto irrsinniger die Verdammten.«

7

ERNST HERBECK

ein mildes Dramolett

Es ist nicht wahr, dass ...

– ja was eigentlich?

Es hat ja niemand wissen können.

Die sich jetzt als Opfer aufspielen, haben leicht reden.

Unvorstellbar ist diese Gemeinheit, aber das ist die menschliche Natur, das dürfen Sie nicht vergessen, und die kommt erst einmal als Tragödie und dann als Dramolett.

Haben Sie da nicht etwas missverstanden? Wenn man nicht dazugehört, sich immer ins Abseits stellt, kann leicht etwas passieren.

Und sich einordnen hätte vielleicht? Ja, was denn?

Ist ja nicht wahr! Zum Mord kam es mehr bei Gelegenheit, Hauptsache blieb, das Interesse nicht aus den Augen zu verlieren.

Man muss das nicht so sehen.

Und die Amerikaner (Chinesen, Serben, Waldviertler) sind auch keine Lamperln.

Lautes Gelächter. Tränenreich die beschwörende Aufforderung »*Machen Sie sich nicht unglücklich.*«

Die Sache ist in die Länge zu ziehen.

Irgendwann stellt sich dann der Tod ein.

Das ist immer so.

Wir sehen uns an.

Musik.

»Bei gemitterhafter Luft steigen aus
Orangenblüten, Goldblumen, Sonnenblumen,
indischen Nelken etc. kleine Flammen.«

JEAN PAUL ★

So schaut die Aufklärung aus, die dem üppig phantasierenden Enzyklopädisten des Geistes, der noch keinen Schmetterlingflügel ohne Wunderschauer betrachtet, noch kein Fünkchen ohne die stark empfundene Energie, die den ganzen Weltenraum erschüttert und befeuert, überspringen hat lassen, die gewaltige Masse der Phänomene im nachglühenden Abendlicht erhellt und erklärt. In einer Fußnote (vierte Jobelperiode, 23. Zykel des *Titan*) liegt mehr Dichtung und Lust an der Mitteilung der Natur als ein ganzer Zopf von »Daten und Fakten« je herumstauben könnte.

Dass die hüpfende, tanzende, sich unendlich vermischende Welt in einem Wirbel von mitwirbelnden, mischenden anderen Welten gut aufgehoben ist, lässt uns der gleichermaßen hüpfende, wirbelnde und vermischende Geist doch gern denken, wenn denken auch wagen, wundern und lächeln ist.

★ p.s. dass diese entzückte Reaktion auf eine Jean Paulsche Fußnote als Fußnote *vor* der folgenden Seite erscheint, zeigt, wer der Herr im Haus ist und bleibt. Hier von Willkür zu reden hieße sowohl meinen Willen als auch die schaurig-schönen Wahlmöglichkeiten unterschätzen, die am Rand der Vernunft dem Unsinn allerhand Vernünftiges zubilligen.

»In ihm zitterte jede Erschütterung lange,
– und eine am Morgen den ganzen Tag.«

JEAN PAUL, *Titan*
erste Jobelperiode, 2. Zykel

ii

Und so wachte er auf, erleichtert, der lähmenden Nacht mit ihren nassen Tüchern und niederzerrenden Träumen entkommen zu sein, Träume, die nichts anderes versprachen, als dass sein Heil im Wachen und den wachen Wünschen, die ihn ja immer kräftig antrieben, wohl eher zu finden sei als in der jedem Zugriff entzogenen Wirrsal von Erinnerung, Ahnung und Wahnsinn, den seine schlafende Natur aus dem Brei von Gelebtem, Erlebtem und Ungewissem zusammendrehte, sobald er die Augen schloss und den Geist in fremde Hände gab. Das Ungewisse ärgerte ihn am meisten, denn es wollte zwischen Furcht und Sehnsucht kaum unterscheiden und gab vor, aus der Hand des Schicksals zu fallen – obwohl ihm immer verdächtig schien, was, aus Vertrautem und Unverdaulichem nur ungefähr zusammengebacken, mit dem Anspruch, bedeutsam zu sein, sich vor ihm aufbaute.

Die vielbelachte Theorie, dass das gurgelnde Gebräu seines Magens mit gährender Unruhe sich seiner Träume bemächtige, die solchermaßen nicht aus dem Geist, sondern

aus dem Leibe und seinen Verrichtungen schäume, gab er nicht auf.

Noch viel weniger aber die Erwartung, ein neuer Tag könne sich vor seinen Augen gestalten, bewohnt von Licht, dem Klang der Lebewesen und dem fröhlichen Rasen der Erde, die sich im Weltgebäude tummelte und unweigerlich der nächsten Nacht zurollte, aus der es, vielleicht, kein Entrinnen mehr gäbe wie noch diesmal, und drum wurde das Diesmal gefeiert, von Herzen, jedes Mal als wäre es ein letztes.

Diese Wonne, am Messerrand des Unglücks, dem er gerade entkommen und dessen, das noch bevorstand, brachte ihn durch den Tag als wäre es, ja, als war es der einzige mögliche.

Dass jeder Tag auch eine kräftige Anzahlung auf eigenes und anderer Unglück war, wusste er wohl.

Aber der Schauer, das Zittern über das behaltene Leben ging mit großer Macht über alles hinweg.

»Warum ist dieser verhüllte Geist so rege und laut? – Ach alles hat ihn bewegt.«

JEAN PAUL, *Titan*
fünfte Jobelperiode, 33. Zykel

Die allgemeine Bilderflucht, die ihm zugeschrieben wurde (er wollte sich nicht und nicht dem aussetzen, was das Leben *auch* abbildet, die offene Hirnschale, die zerschmetterte Hand, die leere Aughöhle), hatte erst spät begonnen und brach in einer Ausstellung aus, die schwarz-weiße Photo-Dokumente eines Lagers für Frauen als Probe einer unterdrückten Geschichte in die Welt bringen sollte, und es dermaßen tat, dass sich sein Blick von dem unvorstellbaren, ihm aber nun zwingend vorgestellten Elend nicht abwenden konnte, das ein gewolltes, nicht schicksalhaft war. LANDAUERS letzte Frage (»Sind das Menschen?«) als ihn niederhauende Gewehrkolben deutscher Wehrmänner aus dem deutschen Leben schlugen, stellte sich ein, und alle Klugheit der Welt, die ja alles, was der Fall ist, zu kennen sich vornimmt, konnte ihm keine Antwort geben. Dafür standen diese Bilder nun endlos zu Gebot, verwandelten sich auch in eines, das wie ein Verbot aus alter Zeit Geltung wollte, wenn auch in's Gegenteil verkehrt.

Da musste ein Nein her, klein, aber endgültig (für ein großes fehlte es ja an Macht!), das jede einfache Abbildung in aller Zukunft versagt, so wie auch dem oberflächlichen Erkennen, dem lediglichen Wiedererkennen des Vorgeführten nun abgeschworen wurde, sodass sich der Rhythmus, die Regel, das Muster wohl aufschlossen und auch im Gedächtnis fortgetragen wurden, nicht aber der Inhalt, die verfluchte »Bedeutung«.

Stattdessen sprach er oft, und feurig, über die große Schönheit all dessen, was noch nicht der Fall war, aber doch (»*nich setz' nur den Fall*«, heißt es bei NESTROY) in der Not aller notwendig würde, wurde auch laut (der Nachhall im eigenen Ohr ist doch auch ein Zeichen von Leben), weil er fürchtete, im gegenwärtigen Getöse ginge die unerhörte Provokation, die Schönheit heißt, ungehört unter.

Nur die Musik machte ihn still.

Ach alles hat ihn berührt.

Die automatisierte Aufforderung, für jedermann gut gemeint und dem der Sprache Mächtigen auch nützlich, warnt vor jenem klaffenden Raum, der zwischen fahrenden und beharrenden Dingen entsteht und für den Luftikus fatale Folgen haben kann, wird er doch zwischen grundsätzlich verschiedenen Gleichzeitigkeiten gern zerrieben.

In dieser Spalte zwischen Festem und Beweglichem (die Klinze in Zettels Traum?) habe ich immer die Heimat unserer gefährlichen, immer auch gefährdeten Freiheit vermutet, die daraus besteht, sich über die Gegebenheiten hinwegzusetzen statt ihnen zum Opfer zu fallen.

So lebt auch unsere Phantasie in der Spalte zwischen dem, was wir sollen (warum auch immer), und dem, was wir wollen – sie ist die einzige Macht, die beiderseitige Veränderungen denkbar und damit möglich macht.

Präzise an dieser Stelle, in der Mitte also zwischen noch nicht und nicht mehr, soll ein schmales, eben in die



Klinze sich energisch einbringendes Bildchen von starken Kontrasten, die ja *kontra* und *con* in sich beherbergen sollen, auch die Mitte des Werkchens angeben, das vor den Augen der geneigten Leserin wie des Lesers entsteht – ein seltsam schmaler Beitrag zu einer Welt aus geliehenen Wörtern und eigenem Eigensinn. Als »*mind the gap*« war dieses Grüppchen von bescheidener Breite, aber durchaus nicht als Schmalhäuse und Lückenbüßer geplant und gemalt, eine Übung besonderer Art und in ganz bestimmter Reihenfolge. Jetzt werfe ich jedem Band ein Blatt in die Bresche, und so trägt dieses Buch nun die Nummer

p.s. (und, wie so oft ist das *post scriptum* wichtiger als die vorausgehenden Zeilen) ist dies, wie man sieht, eine Anzahlung auf das Colophon, das rechtens am Ende eines Malerbuchs zu erwarten ist, aber diese Seite und ihr gemaltes Attribut füllen ja eine Lücke!

»Und wem soll ich denn die Wahrheit sagen
als denen, die sie nicht haben und nicht glauben?
– Doch nicht den andern?«

»Man kann jede sagen,« sagt' er, »aber man
kann nicht jede Art und Stimmung, womit man
sie sagt, zur Wahrheit rechnen.«

JEAN PAUL, *Titan*
siebente Jobelperiode, 40. Zykel

Fällt man unter die Räuber, ist solche finesse ganz sinnlos, weil Wahrheit und Schläge sich nicht vertragen. Geht's aber gerecht zu, in einer Gesellschaft von Gleichen, verlangt der Respekt, der dem Drang nach Deutlichkeit vorgeht, diesen Wetterbericht der Umstände.

Dass diese vermeintlichen Trübungen im Licht der Wahrheit nicht dazu führen, aus ihr stumpfe Stummel zu machen, die in jedes Loch passen, aber doch keins stopfen, dass also nicht der Wunsch, es recht zu machen (nein, schon nicht jedem!) das Maß aller Dinge wird, dafür sorgt der gehörige Zweifel am allgemeinen und auch speziellen Sinn. Denn nicht »was ist Wahrheit?« ist oft die Frage, sondern »was soll's?«

Statt in die Schule des Lebens zu gehen (in der einer oft sitzenbleibt, wenn sich die rechte Antwort nicht findet) schwänzen die Schlaumeier sie lieber und nehmen darauf Kredit.

»Für diese Abgebrannten des Lebens« (sagt JEAN PAUL im *Titan* in der zehnten Jobelperiode, 53. Zykel – er hat eben die richtige Antwort, hat er doch selbst biertrunken noch besser aufgepasst als so mancher Olympier!) »gibt es dann keine neue Freude und keine neue Wahrheit mehr, und sie haben keine alte ganz und frisch; eine vertrocknete Zukunft voll Hochmut, Lebensekel, Unglauben und Widerspruch liegt um sie her. Nur noch der Flügel der Phantasie zuckt an ihrer Leiche.«

Mit Glück wachelt dieser Flügel der Phantasie wenigstens dem Unglauben neues Leben zu – so wäre doch Hoffnung.

»Wir fressen einander ja nicht,
wir schlachten uns blos.«

i9

LICHTENBERG

Diese vernichtende Beschreibung eines perversen Idealismus, der das dumme Böse, das nicht einmal Eigennutz zur Rechtfertigung vorschützt, eifrig nachhäft, lässt nur noch einen Ausweg: die Unsterblichkeit.

Und grad diese steht dem moribund in die Welt kommenden Menschenkind nicht so leicht zu Gebot. Auch wer sich durch Kinder und Kindeskind in der Welt zu verlängern sucht, findet doch in dem stets dürr abklopfenden Abschlag des Todes, der noch jede Schulter gefunden hat, bevor sich's eine, einer versah, eine gewisse Beschränkung.

Und weil sich, auch bei geduldigem und götlichem Schleifen an unseren Eigenschaften, weder die Menschenfresserei wieder einsetzen lässt (zumindest, bis ein höherer Zweck, etwa die Geldgier, uns dazu bringt, von diesem einen nicht haltenden Tabu abzurücken), noch, und so oft ist's beklagt, noch öfter heuchelnd versprochen worden, eine Hand, statt zum Schlachten und Schlächtern, sich friedlich in

die andere legt, bleibt als bescheidener Ansatz (und um diesen Tatendrang anderweitig zu binden) doch das Erlernen von Künsten, die der Fortdauer der Kunst – als Schönheitsopfer der Zeit an die Dauer – dienlich werden.

Durch solche Übung ändert sich auch das Gesicht der Zeit, ihr Laufendes und Schwindendes tritt hinter der Bereitschaft zum *ständigen Wandel* zurück, und in den stets von uns abfallenden, fortspringenden Rhythmus der Lebensuhr mischt sich ein weiterklingender Ton, der bleibt und nachschallt, auch wenn wir's nicht hören.

Trotzdem führt der Satz von den Metzgern, die sich der Logik ihres *métiers* versagen, ihre Unmoral gar noch als Diät rechtfertigen und das grauenvolle Ritual mit dem tiefsinnigen »so ist der Mensch« erklären, einen furchtbaren Schlag gegen unsere selbstverliebte Gewissheit, irgendwie, irgendwann, irgendwo würde alles noch gut.

Wem schieb ich's in den Mund?
Dem lügenhaften Großvater. Schließlich verdient
er die Lüge, dies sei ein Lehnwort.

Das maschinenhafte Zappeln und Klappern zwergenhafter Gestalten, die auf Angemaltes einhackten und hauten, sägten, schüttelten und rüttelten, im klipp-klappenden Eifer mechanisch getriebener Wahnsinniger, während ein falscher Mühlbach mit echtem Wasser eine kleine Mühle trieb, in der kein Mehl gemahlen wurde und des Müllers Lust mit Zahnrädern weiterkam, an feinen (fast unsichtbar! flüstert eine pädagogisch lügende Stimme) Drähten schnellten Pappvögel durch blaue Lampenluft und auf einem gläsern spiegelnden Teich nickten Enten fortwährend ihren Pappköpfen zu, all diese ekelregenden Wunder einer surrend angetriebenen Geschäftigkeit, die eben kein Wundern, keinen Zauber aufkommen ließ, wurde als »Erzgebirgsschau« (grade aus jenem Gebirge, in dem zaubrische Zwerge unterm tags fortarbeiteten zwischen Karfunkel und Mondstein) dem sich hartnäckig sperrenden Kinde angepriesen, das nicht glauben wollte, dass diese gegen Geld sich eröffnende Vision sinnloser mechanischer Werkelei, etwas wert sei. Das ganze Elend wurde als völ-

lig lebensecht ausgelobt und der größte Schrecken lag in der Möglichkeit, das könnte wahr sein.

Wäre nur eine Figur dieser ewig pochenden Wiederholungswut entronnen, wäre auch nur einer der falschen Hunde tot umgefallen und hätte sich so als echt enttarnt, er hätt's ertragen.

Aber so?

Zwar war es noch weit zu der Einsicht, es handle sich um den heimlichen Tempel der bürgerlichen Welt (so denkt ein Kind nicht), dennoch grauste ihm sehr vor diesem Kosmos aus Pappe und rüttelnden Dingen, und der Wunsch, sich in so einer Welt nicht einzurichten, verfestigte sich zur Gewissheit.

Nie schien die Distanz zwischen dem versprochenen Wunderbaren und der erbärmlichen Wirklichkeit größer – die daraus resultierende Enttäuschung, verbunden mit Ekel vor dem mechanisierten Irrsinn gruben sich tief ein und begründeten wohl die Überzeugung, nichts sei weiter vom Kunstwerk entfernt als ein Kunststück.

»Das chronische Geschwür der Eitelkeit
und ein unheiliges Schlemmen und Prassen
in Gefühlen«

JEAN PAUL, *Titan*
zehnte Jobelperiode, 55. Zykel

und das sagt SCHOPPE, dessen offene Verachtung für alles Unkraut der Autorität und seine ungezierte Menschenliebe ihn zu eigentlichen Lichtmenschen des *Titan* machen. Was hätte er wohl zu all den »Verwirklichern« ihrer selbst gesagt, die an »Orten der Begegnung« herum-schleichen, um in der Gemeinschaftsküche der guten Absicht ihren Gefühlsbrei aufzukochen, mit etwas frommem Zwieback dazu, und, nach einer Portion Schmarrn zum Nachtsch, ein brodelndes Glas aus dem Seelenbräu, also prost!

Und was zu all den gefühlsduseligen Feuille-tonlesern, die für alles Verständnis in sich suchen außer für die Frische, die krallige Direkt-

heit der Kunst? Zierrat und Schmuck, allenfalls noch die gefällige Leere, die bedeutungsvoll anzeigen darf, dass man das Besitzen schon hinter sich habe, nun ginge es ans Sein, mit einem feingekochten Haubenopfer vor dem gefräßigen Zeitgeist?

Grausen wollte es ihm, und er griffe zum Schnaps, wenn der nicht auch schon in mundgeblasenen, handsignierten Flaschen daherkäme. Ach, zurück zum Gefühl und einem Stück rechtschaffenen Brot (dass ich nicht lache) aus schwieliger Hand, und wenn wir nicht aufpassen, wird noch das Echte zu echtem Dreck, und das Gefühl (vor allem wenn es als echt etikettiert ist) zur Biomasse der Blödheit.

»Mäßigen, sagt' er, sei nur für Patienten und
Zwerge; und alle jene bekümmerten,
gleichschwebenden Temperaturisten und
Taktmesser hätten, es sei in der Ausbildung einer
Freude oder eines Talents, mehr sich genützt
als der Welt.«

JEAN PAUL, *Titan*
fünfzehnte Jubelperiode, 67. Zykel

Und es ist wahr: wer sich ewig auf's Gleich-
maß besinnt, dem leidenschaftlichen Denken
(auch weil's ins Feuer führt wie bei GIORDANO
BRUNO) das bedächtige Wägen und Messen
voranstellt, bevor noch entschieden wird, wer
da was misst und warum, bezieht das milde
Kurheim der Gedanken und Gefühle, in dem,
alt schon begonnen, nichts mehr viel älter wird
und die Beschäftigung mit dem Tod auch den
Scheintod schon erschütternd findet, mit Ma-
ßen, versteht sich, mit Maßen!

Da fahre denn besser der Zorn drein, oder
die Liebe, was immer kräftig genug in uns ar-
beitet, um das Feuerchen zu nähren, das ja
auch andere Nahestehende wärmt.

Der reine (lupenrein, fordern die Pedanten)
Kristall als ideales Vorbild ist schon bei
HOFFMANN ein Fluch (im *Goldenen Topf*) und,
drängt er sich zwischen uns und die Welt,
reicht's nicht, sehnsüchtig die Nase daran zu
pressen; durchbrechen und durch, heißt es
dann, und die paar Scherben sind ein geringer
Preis für den Sprung durch den Spiegel.

Der billige Hinweis der Olympier, dass in
der Beschränkung der Meister sich weise, ist
eine furiose Einladung, immer wieder als Lehr-
ling zu beginnen, der durch Fehler lernend be-
greift, dass hinhauen auch seinen Sinn hat –
wenn man trifft.

»Der zarte, fast allein lebendige Mund glich
einer roten, aber durchsichtigen Frucht,
und alle Farben schienen nur Licht zu sein ...
Ich könnt' ihn zeichnen, wenn man mit Licht
malen könnte.«

JEAN PAUL, *Titan*
vierzehnte Jobelperiode, 66. Zykel

Man kann, lieber JEAN PAUL, nur zeichnen
kann man damit nicht. Aber in der Schilde-
rung des geliebten Gegenstandes sind ja Wör-
ter stets glücklicher als das Einbilden als Bild,
denn das Wort treibt die Einbildung an, macht
der Phantasie Beine und ein so beschriebener
Mund, wenn man nur liebt, leuchtet ein, weil
er mit Licht gemalt wird. Malt ihn die Farbe,
hält sie ihn fest und nichts anderes lässt sich
mehr sehen.

So beschreibt sich die Welt. Malen müssen
wir eine neue.

Genau dorthin lenkt auch, aus der fünfzehn-
ten Jobelperiode, 67. Zykel »*dahinter wieder das
weit hineinlaufende Arkadien u.s.w.*«, denn die
Sprache ist dem u.s.w. hold, lässt den Gedan-
ken im Lesenden weiterlaufen, stößt neue
Überlegungen an, weckt lang Verschlafenes
auf und ist einem Sämann gleich – selbst wenn
der Drachenzähne sät. Nicht nur »so«, auch
anders ging's weiter, denn das Wort schafft
eine nach oben offene Welt.

Malt einer sie sich, muss sie so bleiben.
Denn dass die so gebildete Farbenwelt bleibe,
ist der Grund ihrer Schöpfung – künstlich und
dauerhaft ist ihr wahres Wesen.

Es hilft (auch beim malen!), wenn man
liebt.

»Da er Freiheit, Einheit, sogar Frechheit des
Geistes weit über sieches Frömmeln,
Nachbeucheln fremder Kräfte und bußfertigen
Zwiespalt mit sich selber setzte,«

JEAN PAUL, *Titan*
vierundzwanzigste Jobelperiode, 97. Zykel

missfiel ihm auch das Tanzen mit Zwergen, zu dem eine eigene Geschicklichkeit gehörte, wie überhaupt alles Pfuschen in Knie-Höhe. Beugen könne man Wörter, sagte er gern, und weichen würde er nur dem Gestank, der im Umkreis von Uniformen und dem ihnen einwohnenden gekrümmten Geist auftritt – dessen wurmiges Wesen bestand ihm ja in der gewerbsmäßigen Aufgabe eigenen Denkens, also in Glauben und Gehorsam, die plötzlich als Tugenden verkleidet um einander kriechen, voll Moder und Rauch.

Mit solchen Maximen begann ein Leben, das seinen JEAN PAUL so früh in sich einfraß, dass die Folgen sich sehen lassen konnten; auch SMOLLETS aberwitzige Reflexionen (*»there is a time to pick up stones, and there is a time to throw them away again«*) sog er wie Nektar ein, nur der Ritter von der traurigen Gestalt ritt spurlos durch – seine Gesellschaft missfiel, auch sein Humor.

Es wird so sein, dass der Eigensinn erst auf dem reichen Humus einer Aber- und Widerwelt wachsen kann, und solcher Widerspruch hat sein eigenes Gesetz: wer den Zweifel als Maßstab gebraucht, lieber im Ungewissen arbeitet als der Gewissheit sein Leben überlässt, und überhaupt tut, als gäbe es ein Morgen, der verlässt sich lieber auf die Phantasie als auf das, was er nicht als gegeben hinnehmen will, eine Welt nämlich, die sein Ebenbild und Gleichnis nicht sein will.

NESTROY
Der confuse Zauberer

sagt der Eigensinn. So bleibt er sich treu. Hartnäckig sperrt er sich nicht nur all dem, was er nicht einsehen kann – er will schon gleich nicht, und so verhindert er viel. Just nicht! als Zauberwort eines Charakters, in dessen geschliffenen Prismen sich alles bricht – die Güte, die Einsicht, Vernunft, Sehnsucht, Diplomatie und Autorität vermögen hier nichts, weil der Geist, der bloß verneint, mehr vermag als alles Hebeln und Schaben.

Ärgerlich antwortet die Welt auf soviel Eigenheit, die sich nicht einmengen lässt, ein-kneten in den Teig der Dinge und Interessen. Und während die Klarheit der Menschennatur stets gefordert und gelobt wird, legt sich das Lob recht schnell, wenn allzuviel Eindeutiges aufsteht – nun ist es im Weg.

Der wässrigen Natur des Laufs der Welt sagt man nach, dass sie auch das Härteste abschleift und rund macht, kleiner auch, bis es als feiner Sand auch von Wind schon vertragen wird.

Um so lustiger ist es, just nicht! in die Welt zu rufen, denn der Eigensinn ist, sei's gelobt, Sand im Getriebe.

*»Und wie ein Pfau mit seinem schleppenden
Regenbogen in einen Blütenbaum hineinfliegt,
so hob sich der junge Tag farbenschwer und
mit Gärten beladen und voll Widerscheine auf
die blauen Höhen und lachte kindlich
in die Welt.«*

JEAN PAUL, *Titan*
neunundzwanzigste Jobelperiode, III. Zykel

Dies ist wahr, und ich habe es selbst gesehen. GOZZOLIS Engel tragen Schönheitsschauer entfachende Flügel, die sich mit Pfauenfedern im Rosenhag kreuzen, eingewirkt in ein Netz auf Blüten und Blättern, Flügelspitzen und Zypressen in fugiertem Rhythmus, und man könnte den Verstand verlieren über soviel üppige selbstsichere Herrlichkeit.

Ausdenken muss sich das ein Mensch, denn die vorgefundene Schöpfung sieht so nicht aus, und es bedarf der Vorstellung unvorstellbarer Gleichzeitigkeiten, die, nebeneinander gesetzt, ein Gewebe aus Phantasie ergeben, das mehr als nur Träume trägt. In der Kapelle der Sinnlichkeit wird solcherart an die Wand gemalt, was wie die Liebe aussieht; wenn der Mut nicht fehlt, hineinzusehen und sich hineinzuwerfen in diese phantastische Pracht, werden die Sehenden einer überirdischen Orgie irdischer Schönheit teilhaftig, die sich in der Zeit nicht erschöpft.

Weil dieser Mut oft fehlt, stehen wir dann vor dem selbst gegrabenen Abgrund, vor Augen doch auch das selbst entworfene Paradies, und können nicht hinüber.

Sind wir vom Traum der Schönheit beerauscht, fallen wir in das vom Zaudern vorher geschaffene zaubrische Grab.

Hellsicht und Wachheit sind die Triebfedern einer Phantasie, die den Namen verdient. So wird der geflügelte Eigensinn Erdenbewohner, des Menschen hohe Pracht lebt im Rosenspalier, und der Pfau endet im Topf eines Mächtigen oder in der dekorativen Wunderkammer des Überflusses.

»Welch eine Gegenwart! sagte Albano auf dem Rückweg durch den Garten.«

JEAN PAUL, *Titan*
dreiunddreißigste Jobelperiode, 132. Zykel

Und für einen Prinzen – das hatte sich grad herausgestellt – mag das wohl angehen.

Ich aber dachte nicht daran, den Rückweg einzuschlagen, und der Garten, den ich bereiste, indem ich meine Vertraute täglich im Rollstuhl schob, in ein fortdauerndes Gespräch verliebt, das sich mit der Vorurteilslosen führen ließ, lag weit hinter mir. Zudem war der Eingang durch ein Grab verlegt, und jeder kenne seine Grenzen.

Aber der Satz versprach keinen Abgesang, sondern den Beginn eines ganzen Romans (den soll sich jeder selber schreiben, ich mach' es nicht!). Doch wer wagt schon, dort anzuknüpfen, wo JEAN PAUL die Feder weggelegt hat: seine Quelle sprudelte von frischen Einfällen, unsere Gegenwart hingegen gibt sich mit weniger zufrieden, und was sprudelt, stinkt zum Himmel.

Mich befällt (kann es sein, dass die Gegenwart immer gegen uns auftritt?) das Gefühl, ein gegenwärtiger Augenblick habe mir das

ganze Spielzeug der Erinnerung aus der Hand geschlagen; um mich blickend finde ich nur unbegreifliche, erstickend fremde Selbstverständlichkeit, das Gewicht der Gegenstände drückt alles nieder, als hätte sich die Welt der Sachen des Lichts bemächtigt, um es um die Ecke zu biegen.

Wie aber, wenn die Vergangenheit von uns weicht wie das Wasser zur Zeit der Ebbe und uns an jener Stelle im Trockenen zurücklässt, wo alles nicht mehr und nichts schon ist, so nur das verwaiste Ich gestrandet liegen lassend?

»Der Kasperl ist tot, der Bär ist verreckt« (aus Mozarts »*gemma in Prada, gemma auf d'Hetz*«) umschreibt, womit wir uns zufrieden geben.

Welch eine Gegenwart! Nehmt sie, bitte, ich will sie nicht.

En fin »Auf diese Weise schleich' ich aus der Welt und habe nichts darin gesagt.«

JEAN PAUL, *Titan*
sechste Jobelperiode, 34. Zykel

Diese grandiose Finte, die aus dem allerreichsten Bergwerk deutscher Prosa mit einem Satz nichts macht – aber das macht nichts, das Gelächter gehört dem, der neben soliden Metern von großer und kleiner Juwelenpracht die Zettelkästen einer ganzen Wort-Milchstraße hinterlassen hat, die durchzulesen Licht- und Denkjahre fordert – steht für ein Ende, das ja auch keines ist: Zeilen laufen anderen Zeilen nach, ein Buch dem andern, und wenn einmal (die ewig Ängstlichen tuscheln davon) die Epoche der Bücher ein Ende nähme, blieben doch allerhand Fundstücke in der Geschichtslosigkeit liegen, die vielleicht ohne Bedeutung, aber doch greifbar vorhanden sind.

37

Vorwerfen lasse ich mir nichts außer dies (und das werfe ich gleich selber vor, sehe jeder, wie er damit zurecht kommt!): dass die Samen der Einfälle, die hier als Zitate aufgegangen sind, daran nichts ändern, was eben jener JEAN PAUL grimmig anmerkt (und wieder im *Titan*): »Ich höre nur mich. Hinter mir wird vernichtet.«

Als Bollwerk gegen diese Vernichtung reicht dies hier nicht aus, sei also jede Leserin, jeder Leser, ich bitte sehr, selber eins.

COLOPHON

LEHNWÖRTER (*Für ein Leben aus Eigensinn*) wurde
2005 in der *Casa Zia Lina* (Elba) der Stiftung
Dr. ROBERT & LINA THYLL-DÜRR geschrieben.

Der Text wurde von CHARLOTTE KARNER geformt,
aus der Cicero Van Dijck piccolo gesetzt und auf
Fabriano Rosa Spina 220 g von LUI KARNER im
Buchdruck gedruckt.
Die Buchbindearbeiten sind von PETER GRÜNAUER.

Die Auflage besteht aus vierzehn von I-14
nummerierten und signierten Exemplaren.
Fünf weitere Exemplare sind nicht für den Handel
bestimmt.
Jedes Buch enthält eine Gouache aus dem Zyklus
»mind the gap« und mindestens 4 Federzeichnungen.

So ist jedes Exemplar ein Original.

Dieses trägt die Nr.

